

Adam Seide

Die Braunschweigische Johanna. Ein deutsches Requiem. Roman.

Premierenauflage anlässlich der Uraufführung der Theaterfassung 1999.
3. erw. Aufl. 184 Seiten. Kartoniert. 15,— Euro [D]. ISBN 978.3.934818.25.5.

Revonnah Verlag Hannover. www.revonnah.de

TEXTAUSZUG

»Es war unterdessen Herbst geworden, es war kalt geworden, der Garten war ganz kahl geworden, ich sollte nicht mehr in der Laube wohnen, ich wäre gern dort geblieben, hatte ja einen Ofen da, mit dem man heizen konnte, auch mit all dem Holz, all dem Gezweig, das herumlag und sonst nur in einem großen Haufen angezündet wurde, aber ich sollte nicht, ich habe mich auch nicht gewehrt, vielleicht nur ein bißchen, habe mich jedenfalls kaum gewehrt, bin umgezogen, um des lieben Friedens willen, um meine Mutter nicht zu kränken, um von Onkel Theo nichts darüber hören zu müssen, habe aber alles so gelassen, habe kaum etwas mitgenommen, habe gedacht, ich komme oft genug, wenigstens einen Tag, einen Nachmittag, da will ich es so vorfinden, wie ich es verlassen habe, so gemütlich, so kuschelig, gegen alle Anfeindungen gesichert. Es hat dann gebrannt in der Stadt, Überall hat es gebrannt, und Geschäfte sind wieder zertrümmert worden, und Fensterscheiben, und Leute sind auf Lastwagen geladen worden, und Sachen sind auf die Straße geflogen, und Züge von Leuten sind durch unsere Straßen getrieben worden; die Synagoge habe gebrannt am Kuhmarkt, das jüdische Gemeindehaus aus der Steinstraße, die Juden seien aus ihren Wohnungen, ihren Geschäften vertrieben worden, so habe ich das gehört, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, es ja nicht weiterzusagen, aber alle wußten das, alle haben mir davon erzählt, meine Mutter, Onkel Theo, die Jungen mit ihrer Jazzmusik, alle wußten davon, und wollten, daß man nichts davon sage. Ich weiß nicht, ob mich das berührt hat, ob ich mir darunter etwas vorstellen konnte, ob ich das, was ich gesehen hatte, und ich hatte nicht viel gesehen, in einen Zusammenhang bringen konnte, ich weiß es nicht mehr. Ich bin weiter zu den Jungen in den Keller oder auf den Dachboden in der Altstadt gegangen und habe mit ihnen und mit Erika und mit anderen Mädchen und Jungen, Musik gehört, Jazzplatten, die nicht erlaubt waren, die wir nur im geheimen hören konnten, mit Jungen, die ihre Haare länger hatten, als es erlaubt war, die nicht zum Dienst gingen, zu keinem Dienst, die in die Schule gingen, die älter als wir waren, die sich stolz vorkamen, die keinen Alkohol tranken, Tee tranken, die rauchten; woher sie die Schallplatten hatten, das weiß ich nun wirklich nicht. Und eines Tages, eines Abends, eines Nachts, als wir wieder Musik hörten, als wir an nichts weiter dachten, als wir redeten, wie wir immer geredet hatten, schnödes, merkwürdiges Zeug, an einem dieser Abende waren wir umstellt, umzingelt, eingekreist, alles ging ganz schnell, keiner von uns hatte eine Ahnung davon, einzeln mußten wir den Dachboden oder Keller verlassen, die Hände erhoben, einzeln wurden wir abgeführt wie Schwerverbrecher, einzeln wurden wir weggefahren, in ein Heim, in ein Gericht, in ein Gefängnis; keinen habe ich dann mehr gesehen, außer Erika, später, keiner war dabei, als ich gefragt wurde, was wir gemacht hätten, ob wir uns geschworen hätten; auf keine der Fragen konnte ich richtig antworten, dann kam meine Mutter, nahm mich mit, nahm mich bei der Hand, war ganz blaß, fragte auch, was ich denn gemacht, was ich ausgefressen, was ich verbrochen hätte, sagte immer, zwischendurch, so nach jeder Frage, nach jedem Weiß-ich-nicht, Kind, sagte unentwegt Kind, mein Kind, ach, mein Kind, was soll daraus werden, mein armes Kind.

Ich habe indessen immer nur gedacht, meine arme Mutter, wie wird sie das überstehen, aber sie überstand das besser als wir alle, sie war die tapferste von uns dreien, Onkel Theo ließ sich nicht sehen, ich wollte flüchten, wußte aber nicht, wohin, blieb also da; die Mutter immer in der Nähe, ging nicht weg, ging nicht in die Kneipe, ging auch nicht einkaufen, behandelte mich wie ein krankes Kind, umsorgte mich, pflegte mich, redete auf mich ein, ohne mir weh tun zu wollen, schimpfte auf die anderen, nicht die Jungen, nicht auf Erika, ich brauchte mal wieder nicht zur Schule; und dann kam eine Vorladung für meine Mutter und mich auf das Gericht, zum

Jugendgericht, oder wie das hieß, wir sollten dann und dann dort sein, in jenem Zimmer, in dem und dem Stockwerk, um diese und jene Uhrzeit. Nein, meine Mutter war noch nie vor Gericht gewesen, hatte sich nie etwas zuschulden kommen lassen, war immer anständig und brav geblieben, oder war das ein Versehen, daß sie noch nie dort gewesen war, aber ich, was sollte ich erst sagen. Das war eine neue Zeit, keiner verstand diese neue Zeit, alles war so anders, sie habe sich noch gar nicht daran gewöhnt, so meine Mutter; und Onkel Theo, wenn er mal da war und das hörte, gebot ihr zu schweigen, sie wisse doch, wie das sei, immer höre das jemand mit, immer verstehe das jemand falsch, immer, wenn darüber geredet würde, würde das falsch ausgelegt werden; aber wer hörte uns zu, wir waren doch nur drei, traute nun keiner dem anderen mehr, war alles schon mißtrauisch gegen mich gestimmt; was meine Mutter mir gab, jedenfalls zu geben versuchte, was ich die letzten Jahre nicht mehr gewohnt war, dessen ich mich nicht erinnern konnte, das nahm Onkel Theo mir wieder weg.

Wir gingen dann den Weg zum Gericht, meine Mutter und ich, Onkel Theo mußte ja die Kneipe machen, meine Mutter hatte sich sorgfältig zurechtgemacht, ganz dezent, O ja, dafür hatte ich schon einen Blick entwickelt, auch ich wurde so zurechtgemacht, die Haare waren geschnitten worden, ich war auf so unauffällig wie möglich zurechtgemacht worden, aber es ging eben nicht alles wegzumachen, ich war nicht zu ändern, die Farbe meiner Haare ließ sich nicht ändern, all das Ungebärdige, das ich vielleicht an mir hatte, ließ sich nicht einfach so ausradieren, ich solle jedenfalls ganz höflich, ganz freundlich, ganz sanftmütig sein, keine frechen Antworten geben, nur sprechen, wenn ich gefragt würde, nur meine Mutter sprechen lassen, wenn das nur angehe. Ich wurde gleich angeherrscht, als ich hereinkam, warum ich denn nicht in Uniform gekommen wäre; meine Mutter antwortete darauf, daß ich vom Dienst befreit sei, weil ich schlecht sehen könne, deswegen auch nicht in Uniform aufträte; warum ich denn nicht den deutschen Gruß entboten hätte; was meine Mutter damit beantwortete, sie dächte, in einem bürgerlichen Gericht sei das nicht angebracht; ich solle antworten und nicht meine Mutter; die Fragen nach meinem Namen, Geburt und so weiter beantwortete ich dann selbst, wobei ich wirklich bemüht war, so vorsichtig zu sein, wie es eben möglich war; manchmal sollte ich dann etwas wiederholen, lauter sprechen, nicht so herumstehen, mich ordentlich benehmen, Haltung annehmen, ich stünde ja vor einem Gericht, ob mir das etwa nicht bewußt sei; aber ich ließ mir nichts anmerken; dann erklärte meine Mutter den Tod meines Vaters, wie ich mich um alles gekümmert habe, daß ich jetzt auch noch im Haus und im Garten helfen würde, sie ja arbeiten müsse, kein Vermögen habe, wieder geheiratet habe, daß aber auch mein Stiefvater für mich eintreten würde; als dann der Richter erfuhr, daß meine Mutter und Onkel Theo das »Alt Brunsvig« betrieben, auch wenn da ein SA-Sturm verkehrte, war alles vorbei: ich sei ein verwahrlostes Kind, meine Mutter habe offenbar keine Zeit, dafür zu sorgen, daß ich wie ein richtiges deutsches Kind aufgezogen würde, dafür müsse nun er, der Richter sorgen, er müsse also für meine Erziehung sorgen und müsse mich auf den »Birkenhof« geben, da würde für meine Erziehung gesorgt werden, und wenn ich mich bessere, dann könnte man weitersehen. Meine Mutter kämpfte um mich wie eine Löwin um ihr Kind (ich weiß nicht, wie sie es tut, aber ich finde diese Vorstellung schön), aber alles, was sie für mich vorbrachte, wurde ihr in das Gegenteil verkehrt, alles, so schien es mir, wurde um so schlimmer, je mehr meine Mutter redete . . . «

© 1999 by revonnah verlag hannover

PRESSESTIMMEN

Pieke Biermann, brigitte:

»Johanna stirbt 1944, nach qualvoller Inquisition, verfügt durch einen Braunschweiger Richter. Keinen Freisler, keinen Filbinger. Einen, der sicher ist, die Geschichte werde ihn rechtfertigen. Auf Plünderung steht die Todesstrafe. Exempel müssen statuiert werden an der ›Heimatfront‹. Ein knappes halbes Jahr vor der Befreiung.

Da ist kein Zeigefinger-Gefuchtel und keine billige Larmoyanz. Johannas Trauergesang ist gleichzeitig ergreifend und höchst vital. Und er besingt auf ganz beiläufige liebevolle Weise ein

Stück Leben der anderen kleinen Leute.«

Heinrich Goertz, Tagesspiegel: »Seides braunschweigische Johanna und ihr Richter vermitteln uns in der historisch authentischen Rekonstruktion ihrer Lebensgeschichten mehr über jene Zeit als so manches zahlengespickte Geschichtsbuch. Zumindest ist es eine lebendige, notwendige Ergänzung.«

INHALT

Ein deutsches ›Requiem‹ nennt Adam Seide seinen Roman, in dem eine 17jährige, kurz vor der Hinrichtung, ihre Lebensgeschichte erzählt.

Auch der Richter kommt zu Wort, der 1944, in den letzten Kriegsmonaten, dieses Mädchen wegen Plünderung zum Tode verurteilt. Sie hatte nach einem Bombenangriff aus einem zerstörten Wohnhaus etwas mitgehen lassen. Ein Fall, der zeigt, wie sich die deutsche Rechtssprechung von den Nationalsozialisten hat vereinnahmen lassen. Es gibt zehntausend weitere; ein in seiner Alltäglichkeit unfaßbares Unrecht.

Adam Seide nimmt es zum Anlaß zu berichten von denen, die nicht in den Geschichtsbüchern auftauchen, die nie in Frage gekommen sind als Täter oder Mitläufer, Opfer oder Held. Deren eigenes kleines Leben zu bedrückt ist, um für andere in die Bresche zu springen, die nicht stark sind, auch nicht mutig oder zu jung, aber genug gesehen und erfahren haben, um zu wissen, daß das, was um sie herum geschieht, nicht rechtens ist.

Innere Emigration wäre für viele ein zu großes Wort; ohnmächtig haben sie das sog. »Dritte Reich« ertragen.

Wie weit reicht das nationalsozialistische System ins Privatleben derer, die damit nichts zu tun haben wollen. Wie groß ist die Chance jedes einzelnen, da lebend durchzukommen.

Es ist das besondere Verdienst des Erzählers Adam Seide, hierfür unaufdringlich-beschreibende, nie anklagende, lakonische Worte gefunden zu haben — und eine Prosa, deren an das Gedicht angelehnter Rhythmus den Leser unweigerlich in den Bann zieht.

Trotzdem Seide das Spektakuläre meidet, liest man dieses Totenlied der 17jährigen Johanna atemlos bis zur letzten Seite.

Es ist ein ›deutsches‹ Requiem.